Sabine Andresen
Barbara Rendtorff (Hrsg.)

2/2006

Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft

Geschlechtertypisierungen im Kontext von Familie und Schule

Verlag Barbara Budrich

Jahrbuch der
Frauen- und Geschlechterforschung
in der Erziehungswissenschaft

herausgegeben von
Rita Casale
Barbara Rendtorff
Sabine Andresen
Vera Moser
Annedore Prengel

Beirat
Birgit Althans, Berlin
Eva Borst, Mainz
Eva Breitenbach, Osnabrück
Bettina Dausien, Bielefeld/München
Isabell Diehm, Bielefeld
Hannelore Faulstich-Wieland, Hamburg
Edgar Forster, Salzburg
Edith Glaser, Dortmund
Carola Iller, Heidelberg
Andrea Liesner, Hamburg
Susanne Maurer, Marburg
Inga Pinhard, Frankfurt

Folge 2/2006

Sabine Andresen
Barbara Rendtorff (Hrsg.)

Geschlechtertypisierungen im Kontext von Familie und Schule

Verlag Barbara Budrich, Opladen 2006

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© 2006 Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution Non Commercial No Derivatives 3.0 Germany (CC BY-NC-ND 3.0 DE): https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/
Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung unter Angabe der UrheberInnen, Rechte, Änderungen und verwendeten Lizenz. Kommerzielle Nutzung und Veränderung nur mit Genehmigung des Verlags Barbara Budrich.
www.budrich.de

Dieses Buch steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen Download bereit (https://doi.org/10.3224/86649032).
Eine kostenpflichtige Druckversion (Print on Demand) kann über den Verlag bezogen werden. Die Seitenzahlen in der Druck- und Onlineversion sind identisch.

ISBN 978-3-86649-032-1 (Paperback)
eISBN 978-3-86649-820-4 (PDF)
DOI 10.3224/86649032

Umschlaggestaltung: disegno visuelle Kommunikation, Wuppertal – www.disenjo.de
Satz: Susanne Rosenkranz, Leverkusen
Druck: DruckPartner Rübelmann, Hensbach
Printed in Germany

Inhalt

Editorial 7

Essay

Barbara Rendtorff
Von Müttern, Frauen und Schwindlerinnen. Anmerkungen zu Familie, Schule und Geschlecht – Ein Essay 15

Beiträge

Marianne Friese
Work-Life-Balance für junge Mütter. Neue Bildungsansätze und bildungspolitische Reformbedarfe zur Förderung von Kompetenz und Partizipation 27

Luitgard Franke
Demenz und Pflegebedürftigkeit in alten Paarbeziehungen – ein Thema für die Geschlechterforschung 45

Rita Casale
Lebenslanges Lernen und die Erziehung der Frauen zu Müttern der Gesellschaft in der frühen Neuzeit 61

Astrid Messerschmidt
Aus dem Umgang mit der Geschichte lernen – Ansatzpunkte einer feministischen Kritik der Erinnerung in der dritten Generation nach dem Holocaust 77

Work in progress

Wolfgang Gippert
Nation und Geschlecht 91

Sabine Toppe
Die Bedeutsamkeit von familiären Rollenbildern und Geschlechtertypisierungen im Umgang mit Armut an Schulen 105

Jürgen Budde
Interaktionen im Klassenzimmer – Die Herstellung von Männlichkeit im Schulalltag 113

Christine Hunner-Kreisel
Frauen und Religion in Aserbaidschan: Zwei Fallbeispiele 121

Rezensionen

Sabine Andresen
Rezension zu Edith Glaser/Dorle Klika/Annedore Prengel (Hg.): Handbuch Gender und Erziehungswissenschaft, Bad Heilbrunn/OBB: Verlag Julius Klinkhardt 2004 133

Myriam Rutschmann
Rezension zu Gertrud Hüwelmeier: Närrinnen Gottes. Lebenswelten von Ordensfrauen, Münster/New York/München/Berlin: Waxmann 2004 137

Sylvia Bürkler
Rezension zu Monika Simmel-Joachim/Reinhild Schäfer: Frauenstudien zur Sozialen Arbeit. Wie genderbezogenes Wissen in die berufliche Praxis Eingang finden kann, Königstein/Taunus 2005 141

Susann Fegter
Rezension zu Barbara Rendtorff: Kindheit, Jugend und Geschlecht. Einführung in die Psychologie der Geschlechter, Weinheim/Basel/Berlin: Beltz Verlag 2003 144

Ankündigung der nächsten Bände

Jahrbuch Band 3 148
Jahrbuch Band 4 149

AutorInnenhinweise 150

Editorial
Geschlechtertypisierungen im Kontext von Familie und Schule

In ihrem Roman „The Voyage Out“ (1915), dem Bildungs- und Entwicklungsroman einer jungen Frau, lässt die englische Schriftstellerin Virginia Woolf ein junges Paar die ideale Erziehung entwerfen: Ihre Tochter wollten sie ins Blaue blicken lassen, damit diese ein Gefühl für die Unendlichkeit bekomme. Ihren Sohn hingegen wollten sie lehren, über bedeutende Männer zu lachen. Während Mädchen nämlich ein Gefühl für die Unendlichkeit des Daseins fehle, weil ihnen stets nur das Praktische vermittelt würde, zeigten Jungen keine Distanz zur patriarchalen Hierarchie. Virginia Woolf problematisierte 1915 insbesondere die am männlichen Heldentum und an weiblicher Häuslichkeit ausgerichtete Geschlechterideologie ihrer Gesellschaft, die sich insbesondere auch im geschlechtsspezifischen Umgang in Familie und Schule manifestieren würde.

Das Aufwachsen in der Familie und das Lernen bzw. die Sozialisation in der Schule, das lehren nicht nur intellektuelle Lektüreerlebnisse, sind im hohen Maße durch Geschlechtertypisierungen geprägt. Deren Thematisierung, kritische Analyse sowie soziale und kulturelle Kontextualisierung hat sich der vorliegende zweite Band des Jahrbuchs Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft vorgenommen. Geschlechtsrollen und -typisierungen sind in der Vergangenheit wiederholt einer Problematisierung sowohl in der Erziehungswissenschaft als auch in publizistischen und populistischen Diskursen ausgesetzt gewesen. So bekam beispielsweise im Zuge der Debatten um die internationalen Leistungsvergleichsstudien der Vorwurf einer Feminisierung der Bildungsinstitutionen neuen Auftrieb. Jungen identifizierte man in dessen Folge als die neuen Verlierer des Schulsystems, wofür maßgeblich der hohe Frauenanteil insbesondere im Primarbereich und die Förderung weiblicher Verhaltensweisen im System Schule verantwortlich gemacht wurden. Ersteres habe zu Folge, so dieser Argumentationsgang, dass es Jungen im ersten Lebensjahrzehnt weitgehend an männlichen Vorbildern und Identifikationsobjekten fehle, wohingegen letzteres Jungen anders als Mädchen unter einen enormen Anpassungsdruck stellen würde. Diesem seien viele Jungen aufgrund ihrer männlich definierten Geschlechtsidentität nicht gewachsen, weshalb sie als auffällig im Unterrichtsgeschehen in Er-

scheinung treten müssten. Ungeachtet der durchaus auch strukturtheoretisch zu diskutierenden Dominanz von Frauen in pädagogischen Berufen macht die Skizzierung dieser Diskurse deutlich, in welchem Ausmaß sie selbst auf geschlechterstereotype Annahmen basieren.

Diesem Gesamtphänomen nicht defensiv zu begegnen, sondern in einer kritischen Auseinandersetzung eben jenen vielschichtigen Stereotypisierungen im Prozess des Aufwachsens einerseits und in den wissenschaftlichen, kulturellen oder populistischen Deutungen andererseits auf den Grund zu gehen, ist der Anspruch der erziehungswissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung mit ihren sowohl sozial- als auch kulturwissenschaftlich orientierten Zugängen. Als eine besondere Herausforderung erweist sich dabei, das Zusammenwirken von familialen und schulischen Geschlechtertypisierungen in den Blick zu nehmen. Dabei handelt es sich um ein Anliegen, das mit dem Anspruch der Repolitisierung erziehungswissenschaftlicher Diskurse über Bildung, Erziehung und Sozialisation und dem Ineinandergreifen gesellschaftlicher und pädagogischer Denkfiguren korrespondiert.

Auch die Familie und die Relevanz von Geschlechterdynamiken in dieser Institution des Aufwachsens und Zusammenlebens sind zu kaum einer Zeit unbeachtet geblieben. Der gegenwärtige politische Diskurs, der sich erheblich auf die pädagogische Praxis und die erziehungswissenschaftliche Reflexion niederschlägt, formiert sich um die Aspekte einer Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Unter dieser Zielsetzung wurde von der letzten Bundesregierung die Initiative „Zukunft Bildung und Betreuung“ eingeführt. Mit den zur Verfügung stehenden Bundesmitteln können derzeit in den einzelnen Bundesländern unterschiedliche Formen ganztägiger Beschulung und Betreuung von Kindern neu eingerichtet, etabliert, weiterentwickelt oder ausgebaut werden. Programmatisch ging es bei der angestrebten Bildungsreform von Sozialdemokraten und Grünen um die Schaffung von Räumen für individuelle Förderung und innovative pädagogische Konzepte, aber darüber hinaus sollte durch die Einrichtung von Ganztagsschulen die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ermöglicht werden.

Wenn die Frage nach Vereinbarkeit gestellt wird, so ist die Zielgruppe in Deutschland eindeutig fokussiert: Von so genannten Vereinbarkeitsproblemen sind nach wie vor Frauen mit Familie erheblich mehr betroffen als Männer mit Familie. Daran schließt ein weiterer Diskurs, der sich auch gegenwärtig massiv in die erziehungswissenschaftlichen Debatten einschreibt, an: Der Diskurs über den demografischen Wandel und die für die Einlösung des sozialen Generationenvertrags dringend benötigten Kinder. Diese Entwicklung ist kein speziell deutsches Problem, sondern betrifft zahlreiche postindustrielle Gesellschaften wie etwa Japan, wobei die Gründe durchaus auch auf national spezifischen Ursachen zu basieren scheinen. Gleichwohl gibt es zahlreiche Hinweise darauf, dass allgemein in postindustriellen modernen Gesellschaften die Verwirklichung der beruflichen Ambitionen höher rangiert als

die der familiären (Birg 2005). Damit steht jede Gesellschaft vor der Herausforderung, ein System der außerfamiliären Kinderbetreuung zu entwickeln und dementsprechend die tradierte Kultur des gesellschaftlichen Umgangs mit Familien zu überdenken.

In Deutschland steigt seit 1940 in allen Jahrgängen der Anteil an Frauen und Männern, der kinderlos bleibt. Die Diagnose des Demografen Herwig Birg bezieht sich auf die deutlich schwieriger gewordenen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen für ein gelingendes Leben in Partnerschaft und Familie. Beruflicher Erfolg und die Gründung einer Familie schlössen sich in unserer Wirtschaftsgesellschaft aus. Eine Folge davon sei die zunehmende Spaltung der Gesellschaft in die Gruppe derjenigen, die mit Kindern und derjenigen, die ohne Kinder lebten.

Ein nicht unerheblicher Aspekt ist in diesem Zusammenhang das deutsche Mutterbild, das die Kulturwissenschaftlerin Barbara Vinken (2001) von einem deutschen Sonderweg sprechen lässt. Die deutsche Mutter sei nach wie vor eine entscheidende ethische Instanz in der Gesellschaft, und als solche habe sie mit zur spezifischen Struktur der Kinderbetreuung und zu der äußerst schwierigen Vereinbarung von Beruf und Familie beigetragen. „Als Grundlage der Gesellschaft, als Garant einer humaneren Welt, als Rückzugsraum frei von schädlichen Einflüssen bildet die Mutter-Kind-Beziehung ein Reservat der Menschlichkeit. Pädagogik und Psychologie liefern als vorläufig letzte Ausformung des Protestantismus die Legitimation für diesen Rückzug.“ (ebd., S. 8)

Diese lediglich skizzierten kulturellen, politischen und sozialen Ansatzpunkte waren leitend, erneut nach den Geschlechtstypisierungen in Schule und Familie aus der Perspektive der Geschlechterforschung zu fragen. Die hier versammelten Beiträge haben sich dabei, sowohl theoretisch als auch empirisch ausgerichtet der Gesamtthematik des zweiten Bandes genähert.

Barbara Rendtorff eröffnet mit einem Essay *Von Müttern, Frauen und Schwindlerinnen. Anmerkungen zu Familie, Schule und Geschlecht* in einer grundlegenden geschlechter- und gesellschaftstheoretischen Perspektive auf Familie und Schule den Band. Rendtorff arbeitet heraus, wie sehr die Idee der Einzigartigkeit des Individuums sich auf die kulturelle und gesellschaftliche Sichtweise von Familie niedergeschlagen hat. Dabei verknüpfe sich, so Rendtorff im Rekurs auf Freud, die Gegenüberstellung von Familie und Kultur mit der Entgegensetzung von männlich und weiblich, und die Mutter sei zur Wächterin der Einzigartigkeit der Individuen stilisiert worden. Die Institution Schule hingegen sei durch eine andere Geschlechterproblematik, in der schließlich die Ambivalenz der weiblichen Position nur in der Figur der „Schwindlerin“ zu bearbeiten sei, gekennzeichnet. Rendtorff kritisiert u.a. die feministische Schulforschung, die es versäumt habe, gesellschaftliche und institutionelle Strukturen zu kritisieren, um sich stattdessen auf die Verteilungsfrage zu konzentrieren.

Unter der Rubrik „Beiträge“ sind mit Marianne Friese und Luitgard Franke zunächst zwei empirisch, vornehmlich qualitativ fundierte Artikel, mit Rita Casale eine historisch vergleichende Analyse eines derzeit wieder attraktiven Konzeptes und mit Astrid Messerschmidt eine geschichtsphilosophisch orientierte Stellungnahme zur Erinnerung versammelt.

Marianne Frieses Beitrag über *Work-Life-Balance für junge Mütter. Neue Bildungsansätze und bildungspolitische Reformbedarfe zur Förderung von Kompetenz und Partizipation* nimmt sich, basierend auf einem großen Forschungsprojekt, einer im internationalen Kontext sozialpolitischer Umsteuerung brisanten Thematik an. Es geht hier um die sozioökonomische Position, um subjektive Perspektiven und Zeitmodelle sowie um Bildungs- und Ausbildungsentwürfe junger bzw. jugendlicher Mütter. Friese zeigt auf, dass sowohl in der pädagogischen und politischen Praxis als auch in der Forschung erhebliche stereotype Vorurteile gegenüber jungen Müttern vorherrschten. Sie hingegen zeigt auf, wie sehr jugendliche Mütter mit den konträren Anforderungen von Jugendalter und Mutterschaft in ihrer Alltagsbewältigung konfrontiert sind. Anhand der Daten wird deutlich, dass und wie junge bzw. jugendliche Mütter Bildungs- und Ausbildungsperspektiven entwickeln, sie jedoch zu den Verliererinnen des dualen Ausbildungssystems werden und insbesondere eine passgenaue Kinderbetreuung ein wesentliches Element zur Vermeidung sozialer und ökonomischer Exklusion bedeuten würde. Schließlich hebt Friese hervor, dass eine fundierte Ausbildung – auch als Teilzeit – und die außerfamiliale Kinderbetreuung als Chance für eine erhöhte Bindungsqualität Mutter und Kind angesehen werden müsse.

Luitgard Franke entfaltet in ihrem Beitrag über *Demenz und Pflegebedürftigkeit in alten Paarbeziehungen – ein Thema für die Geschlechterforschung* die Komplexität und Vielschichtigkeit eines insbesondere für Familien schwierigen Gegenstandes. Die durch Demenz bedingte Pflegebedürftigkeit eines Partners tangiert nicht nur die Eltern-Kind-Dynamik, sondern im hohen Maße das Geschlechterarrangement in heterosexuellen Paarbeziehungen. Auf der Basis des internationalen Forschungsstandes u.a. zur Pflegepraxis von Frauen und Männern sowie auf der Grundlage sozialwissenschaftlicher Analysen von Beratungssituationen mit Paaren arbeitet Franke geschlechtertheoretisch sensibel heraus, wie die Pflegebedürftigkeit in die tradierte Arbeitsteilung eingreift und wie sie das individuelle Geschlechterarrangement erschüttert. Dabei fehlen auch der gängigen Beratungspraxis bislang Konzepte einer Paarberatung, die auf die Erosion der Gefährtenschaft und Intimität sowie auf die im Alltag zu bewältigenden Vertrauenskonflikte einzugehen verstehen. In Frankes Beitrag kommt es schließlich zu einer Re-Interpretation der Phänomene der Paarkrise aus einem geschlechtertheoretischen Blickwinkel.

Rita Casale eröffnet der Leserin und dem Leser neue Perspektiven auf das derzeit in der Erziehungswissenschaft attraktive Konzept des lebenslangen Lernens. In ihrem Beitrag *Lebenslanges Lernen und die Erziehung der*

Frauen zu Müttern der Gesellschaft in der frühen Neuzeit verkoppelt sie in Anlehnung an Natalie Zemon Davis die historische Geschlechterforschung mit der historischen Familienforschung. Dieser kritisch analysierende Zugang verbunden mit der enormen Quellenkenntnis über italienische und französische Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts ermöglicht es, dass die Autorin sowohl einen innovativen Beitrag über die Vielschichtigkeit der Erziehung von Mädchen und Frauen als auch eine historische Kontextualisierung eines pädagogischen Konzeptes zu leisten vermag. Die Legitimierung von Erziehungsprozessen geschehe in bestimmten historischen Kontexten unter Rückgriff auf die Rhetorik des lebenslangen Lernens. Anhand der so genannten „Institutio-Bücher" rekonstruiert Casale das besondere Interesse an der Erziehung und Unterrichtung der Frau bezogen auf den gesamten Lebenslauf und die damit verbundenen sozialen Funktionen während der Frühen Neuzeit. Der Beitrag schließt mit einer provokativen Schlusspointe über die heutigen Funktionen, zu denen Frauen erzogen werden sollen.

Der Artikel von Astrid Messerschmidt *Aus dem Umgang mit der Geschichte lernen – Ansatzpunkte einer feministischen Kritik der Erinnerung in der dritten Generation nach dem Holocaust*, mit dem der Beitragsteil dieses Bandes abgerundet wird, thematisiert das Problem der Erinnerung als kollektiver Praxis. Dabei geht es Messerschmidt um den Nachweis, dass bislang das Geschlecht eine vernachlässigte Analysekategorie in diesen Diskursen darstellt. Die Autorin rekonstruiert die Erinnerungsdiskurse der Frauenforschung und fragt auch nach Geschlechtsidentitäten in solchen Diskursen. Die Frauenforschung habe lange eine einseitige Erinnerungspolitik betrieben, weil sie auf der Spur der Entlastung von Frauen als Opfer verhaftet geblieben sei. Als spezifische Problematik der dritten Generation bezeichnet Messerschmidt die Verantwortung für das „Wie" des Erinnerns an die nationalsozialistische Vernichtungspolitik und den Umgang mit Schuld und Verantwortung. In Anlehnung an neuere empirische Studien beschäftigt sich der Beitrag auch mit der Frage, wie innerhalb von Familien insbesondere die nationalsozialistische Vergangenheit thematisiert wird und welche Rolle Geschlechtsidentitäten und -stereotype dabei einnehmen.

Unter der Rubrik „Work in progress" berichten Wolfgang Gippert, Sabine Toppe, Jürgen Budde und Christine Hunner-Kreisel aus ihren aktuellen Forschungen zum Themenkomplex Geschlechtertypisierungen im Kontext von Familie und Schule.

Wolfgang Gippert entfaltet in *Nation und Geschlecht* zunächst die junge genderorientierte Nationalismusforschung, die maßgeblich nach den Formen weiblicher Teilhabe an nationalen Bewegungen fragt. Er arbeitet Erkenntnisse über die Verschränkung der Kategorien Nation und Geschlecht als soziale Konstruktionen beispielsweise anhand nationaler geschlechtsspezifischer Tugendkataloge heraus. Mit dem eigenen Projekt strebt er die Analyse nationaler Mobilisierungsversuche von Frauen in der Zeit des Imperialismus an.

Anhand von Autobiographien deutscher Lehrerinnen, die in Kolonien tätig waren, soll nicht nur die Rolle von Lehrerinnen in nationalen Bewegungen, sondern auch deren spezifische nationale Identitätsbildung angesichts der Konfrontation mit dem Fremden analysiert werden.

Sabine Toppes Forschungsprojekt stellt die Frage nach tradierten familialen Rollenbildern und Geschlechtstypisierungen in der Schule und deren Wirksamkeit im Umgang mit Kinderarmut. In dem Beitrag *Die Bedeutsamkeit von familiären Rollenbildern und Geschlechtstypisierungen im Umgang mit Armut an Schulen* setzt sie sich demnach kritisch mit sozialen und geschlechterrelevanten Stigmatisierungen im Kontext von Schule auseinander. Schule greife, und das will Toppe u.a. nachweisen, insbesondere im Umgang mit Armut und Ungleichheit auf das normative Leitbild der Normalfamilie zurück. Angesichts dessen komme es zu einer Gleichsetzung und Bewertung von Familienform mit Familienstruktur.

Jürgen Budde fokussiert in seinem Artikel über *Interaktionen im Klassenzimmer – Die Herstellung von Männlichkeit im Schulalltag* den Anteil von Lehrkräften bei der Aushandlung von Männlichkeit. Anhand einer ethnographischen Studie kann er zeigen, wie Schüler von Lehrerinnen und Lehrern mit Männlichkeitsstereotypen konfrontiert werden und in welchem Dilemma sie dadurch zu stecken scheinen. Von einem Dilemma sei zu sprechen, weil schließlich deutlich werde, dass die als männlich etikettierten Verhaltensweisen in der Schule zunehmend weniger akzeptiert würden. Insofern, so Budde, müssten Jungen sich stets zwischen einem genderadäquaten und einem schuladäquaten Verhalten entscheiden, ein Vorgang, bei dem dieses nie richtig sein könne.

In ihrer Fallstudie über *Frauen und Religion in Aserbaidschan* stellt Christine Hunner-Kreisel in ihrem diese Rubrik beschließenden Beitrag die Frage nach der Funktion von Religion und Religiosität für junge Frauen in einem postsowjetischen islamisch geprägten Land. Im Prozess der Transformation seien die Frauen in Aserbaidschan insbesondere mit anderen Weiblichkeitskonzepten und mit einer deutlich spürbaren Exklusion auf dem Arbeitsmarkt konfrontiert worden. Auf der Basis von teilnehmender Beobachtung und qualitativen Interviews, Daten, die während eines mehrmonatigen Aufenthalts in Aserbaidschan von Hunner-Kreisel erhoben wurden, rekonstruiert sie die vielfältigen Bedeutungen von Religion und Religiosität in diesem Transformationsprozess. Unter anderem zeigt sie auf, wie Religion als eine Möglichkeit zur Selbstentfaltung genutzt werden konnte.

In der Rubrik, die den Rezensionen gewidmet ist, werden aktuelle Bücher von Kolleginnen und Kollegen besprochen, die auf unterschiedliche Art in ihren Studien mit dem Thema des zweiten Bandes verbunden sind. Für die nächsten Bände streben wir eine Erweiterung des Rezensionsteils an, auch um Besprechungen, die einen Blick auf internationale erziehungswissenschaftliche Diskussionen werfen, publizieren zu können.

Die Arbeit an diesem Band hat gezeigt, dass es noch eine Menge zu tun gibt, zu verstehen, zu bündeln, zu ordnen und Zusammenhänge herzustellen, bis die Wirkungen des Geschlechterverhältnisses in Familie und Schule und ihr wechselseitiges Durchdringen zu durchschauen sind. Mögen die folgenden Aufsätze ein wenig dazu beitragen.

Für die Fertigstellung des Manuskripts danken wir Irmgard Wetzel (Bielefeld) und Daniela Schlindwein (Bielefeld).

Sabine Andresen und Barbara Rendtorff

Literatur

Birg, Herwig: Die ausgefallene Generation. Was die Demographie über unsere Zukunft sagt, München 2005

Vinken, Barbara: Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos, München/ Zürich 2001

Woolf, Virginia: The Voyage Out. London 1915

Von Müttern, Frauen und Schwindlerinnen. Anmerkungen zu Familie, Schule und Geschlecht – Ein Essay

Barbara Rendtorff

Mit dem Titel dieses Jahrbuchs sind zwei gesellschaftliche Bereiche angesprochen, in denen (obgleich sie nahe zusammengehören) das Geschlechterverhältnis sehr unterschiedlich geordnet ist und sich auch hinsichtlich seiner Wirksamkeit und Bedeutung gravierend unterscheidet. Beide Bereiche sind für die gesellschaftliche Ordnung von zentraler Bedeutung – und beide werden von den Veränderungen des Geschlechterverhältnisses stark affiziert. Die Komplexität oder sogar Widersprüchlichkeit ihrer gesellschaftlichen Aufgaben muss deshalb aus verschiedenen Perspektiven betrachtet werden.

Familie und Schule regeln beide das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft und beide haben zu tun mit dem Verhältnis von Individualität und Gemeinschaft, von individuellen Wünschen und kollektiven Interessen, von Freiheit und Gleichheit, die dessen zentraler Bestandteil sind. Mir scheint nun ein entscheidender Punkt darin zu liegen, dass Familie und Gesellschaft das Individuum in Bezug auf seine Einzigartigkeit je unterschiedlich bestimmen. Eine Gesellschaft als der Bereich, in dem die Einzelinteressen der Individuen zu einer gemeinsamen Form kommen (müssen), muss in gewisser Weise vom Individuum abstrahieren, der Bezug auf den Staat macht die Individuen einander gleich, oder doch ähnlich, macht aus Individuen Bürger, die im Prinzip die gleichen Rechte und Pflichten haben: die 18-Jährige oder der 60-Jährige teilen das Wahlrecht, das (Bürger-)Recht auf Schutz usw. wie auch von ihnen gleichermaßen erwartet wird, sich durch Arbeit zu unterhalten, Steuern zu entrichten usw. Diese Abstraktion (oder universalisierende Geste), die mit dem Bürgersein einhergeht, erzeugt aber auch eine bestimmte Art von Freiheit („Stadtluft macht frei"): unter seinem Schutz kann individuelle Freiheit gedeihen, solange sie nicht die mit der Position des Bürgers verknüpften Pflichten und Grenzen verletzt („die Gedanken sind frei"). Und wenn die Gleichheit (der Bürger) betont wird, dann begünstigt und erfordert das natürlich staatliche Regelungen (um die Güter gleich auf alle zu verteilen) – während die Betonung von Freiheit und Individualität immer mit der Begrenzung und Zurückweisung staatlicher Eingriffe einhergeht.

Die Familie sieht die Individuen je unterschiedlich an. Versorgung, Schutz und Forderungen unterscheiden sich zwischen einem Zweijährigen

und einer Zwölf- oder Siebzehnjährigen – es bekommt nicht jedes Kind gleichviel, nicht einmal dasselbe Essen oder dieselbe Art der Zuwendung von den Eltern usw. Auch sind diese Zuwendungen in den einzelnen Familien höchst unterschiedlich geregelt, ohne dass der Staat darauf einen Gestaltungsanspruch erhebt (so lange keine Grundrechte verletzt werden). Eltern unterscheiden auch zwischen ihren Kindern je nach deren (von den Eltern vermuteten) unterschiedlicher Bedürftigkeit, Neigung oder Können oder unterstützen sie in ihren je unterschiedlichen Anlagen oder Talenten – sie bringen das eine in den Fußballverein und das andere zum Schwimmen, eines auf die Realschule und eines aufs Gymnasium, eines bekommt Gitarrenunterricht usw. (wobei sich natürlich auch hier tatsächliche Wünsche der Kinder und Interpretationen der Eltern überlagern, u.U. massiv konfligieren können). In der Intimität des Privatraums können individuelle Wünsche und Interessen sich gegenüber kollektiven (auch der Familie als ‚Kollektiv') deutlicher zeigen, wird die Individualität des Einzelnen stärker berücksichtigt, sind Unterschiedlichkeiten zwischen Individuen konstitutiv. Von hier aus könnte man also argumentieren, dass der Staat die Familie braucht, damit sie den unterschiedlichen Bedürftigkeiten Rechnung trägt, insbesondere dann, wenn die Personen von den vom Gleichheitsgedanken (der Bürger) ausgehenden Kriterien (von „Normalität") abweichen – also in der Betreuung und Versorgung von Kindern, Kranken und Alten. Doch umgekehrt hieße das auch, dass die Familie den Staat braucht, damit er den Individuen eine grundlegende, an nichts Persönliches gebundene Freiheit garantiere, die ihnen wie allen anderen einfach zusteht, die sie sich nicht ‚verdienen' müssen – und ihnen damit eine Befreiung von den Konkretionen, Vergleichen und Aushandlungen des familialen Raumes ermögliche.

In der psychoanalytischen Tradition wird diese Wechselbeziehung stark betont, wird die Familie als der Kultur gegenüber „antagonistisch" positioniert. Sie ist um Sexualität und die „vollsinnliche Liebe" organisiert, während Kultur und Arbeit eine andere (vielleicht stärkere) Sublimation der Triebenergie erforderlich machen – diese in „zielgehemmte" verwandelte Energie soll der Fortentwicklung der Kultur und der gesellschaftlichen Bindungen zugute kommen (Freud 1930, 232ff.). Die Sphäre der Arbeit und der Kultur stehen deshalb für Entwicklung, Veränderung und Wandel, eine ihrer „Hauptbestrebungen" sei es, schreibt Freud, die Menschen „zu großen Einheiten zusammenzuballen". Sie entziehen die dafür benötigte Energie der Familie (und dem Sexualleben) – die Familie aber will „das Individuum nicht freigeben". Erdheim betont als einen wesentlichen Unterschied zwischen Familie und Kultur den Umgang mit der menschlichen Aggressionsneigung: um in größeren Gruppen zusammenleben zu können, reichen die Vorteile, die sich aus einer „Arbeitsgemeinschaft" ergeben, nicht aus – um die „Feindseligkeit eines gegen alle, aller gegen einen" überwinden zu können, müssen die Menschen auch libidinös aneinander gebunden werden, und deshalb muss